

JEAN DANIELOU REINHOLD NIEBUHR

KARL BARTH

Gespräche nach Amsterdam

19



49

Evangelischer Verlag A.G. Zollikon-Zürich

Wir sind Menschen und nicht Gott

von

Reinhold Niebuhr*

Außer den traditionellen Unterscheidungen der Konfessionen war die bemerkenswerteste Unterscheidung bei der ersten Versammlung des Weltkirchenrates in Amsterdam diejenige zwischen einer Theologie, die man mit dem Begriff «Kontinentale Theologie» zu fassen versuchte und jener Theologie, die man mit entsprechender Undifferenziertheit als «Angelsächsische Theologie» (*Anglo-Saxon approach to theology*) bezeichnete. Beide Bezeichnungen sind darum nicht ganz treffend, weil viele «Kontinentale» sich der erstgenannten nicht anschlossen und wiederum die zweite «angelsächsisch» nur darum genannt werden kann, weil die angelsächsische Welt jenseits aller Unterschiede der Denominationen in dem Abweis der ersten Position einig war.

Diese erste theologische Position kann am besten als eine ausgesprochen «eschatologische» bezeichnet werden. Damit ist nicht gemeint, daß der Ton hier in erster Linie auf der Hoffnung auf das in der Wiederkunft Christi, dem Endgericht und der allgemeinen Auferstehung hereinbrechende Ende aller Weltgeschichte liege. Man würde vielmehr diese Position besser mit «realisierter Eschatologie» umschreiben. Wir geben diesen einzigartigen Akzent

* Übersetzung aus «*The Christian News-Letter*» (London) Nr. 323 27. Oktober 1948.

am besten mit Karl Barths Worten wieder, da er der überzeugendste Vertreter dieser Richtung war. Die Gewißheit, erklärte Barth, «daß Jesus Christus, der der Sünde und dem Tod, dem Teufel und der Hölle ihre Macht schon genommen, Gottes Recht und das Recht des Menschen in seiner Person schon zu Ehren gebracht hat», sollte uns bewegen, daß wir «den Gedanken gleich an diesem ersten Tage unserer Beratungen gänzlich fahren lassen, als ob die Sorge für die Kirche und für die Welt unsere Sorge sein müsse». Denn beladen mit diesem Gedanken würden wir nichts ausrichten können, weil letzten Endes die Wurzel menschlicher Unordnung genau diese sei: «die schreckliche, die gottlose, die lächerliche Meinung, als sei der Mensch der Atlas, dem das Himmelsgewölbe zu tragen verordnet sei».

Kein Christ würde die Aussage bestreiten, daß die Kirche das wahre Ende und den Neuanfang des Lebens und der Geschichte in der offenbarenden und erlösenden Kraft des Lebens, des Todes und der Auferstehung unseres Herrn findet. Die Fragen in Amsterdam erhoben sich aber hinsichtlich der aus dieser Erkenntnis zu ziehenden Folgerungen. Mußten sie nicht in der Weise, in der sie hier gezogen wurden, dem christlichen Leben den Sinn für seine Verantwortung rauben? Begegneten sie den Mühsalen und Schwierigkeiten, den Entscheidungen und Unterscheidungen, die die Christen im Ablauf ihres individuellen und ihres gemeinschaftlichen Lebens bewegen, nicht in unverantwortlicher Weise?

Die erste Folgerung, die Barth aus der Gewißheit, daß Christus bereits den Sieg über Sünde und Tod errungen hat, zog, war die, daß «die Sorge für die Kirche nicht unsere Sorge sein müsse». Gott hat uns zu seinen Zeugen aufgerufen, aber nicht dazu, seine «Advokaten, Ingenieure, Manager, Statistiker und Verwaltungsdirektoren zu sein».

Man ist ein wenig verwirrt von dieser völligen Abweisung der verschiedenen Funktionen in der Kirche, zumal der entscheidende Punkt des klassischen Kapitels von Paulus über die Kirche als den Leib Christi (1. Kor. 12) der ist, daß in der Kirche nicht nur «mancherlei Gaben» sind, sondern auch «mancherlei Ämter» und «mancherlei Kräfte». Und Paulus hat eine «Sorge» für die Kirche, die sehr bedeutsam ist hinsichtlich unserer augenblicklichen ökumenischen Aufgaben. Seine Sorge ist die, daß nicht die Mannigfaltigkeit der Gaben und die Verschiedenheit der Ämter dahin führen möchte, daß «das Auge zum Ohr sagt: ich habe dich nicht nötig». Mit andern Worten: er ist in Sorge, daß besondere Gaben und Funktionen innerhalb der Kirche Anlaß geben könnten, daß sich ein Glied vom anderen trennt, statt daß sie die Grundlage für ein gemeinsames Wachsen in der Gnade bilden. Dies ist der Weg, auf dem die Sünde in die Kirche eindringt und sie spaltet. Sollen diese Spaltungen überwunden werden, müßte dann nicht eine reuevolle Erkenntnis des sündigen Stolzes auf unsere besondere Gabe oder Funktion, der uns getrennt hat, lebendig sein? Was ist das aber anderes als «Sorge» für die Kirche? Die eigentliche Schwäche dieser unermüdlichen Betonung dessen, was wir nicht tun können und was Christus schon getan hat, besteht darin, daß sie den Christen in die Versuchung führt, den Sieg und den Ruhm des erhöhten Herrn teilen zu wollen, ohne Kreuzigung des eigenen Selbst, die die schriftgemäße Voraussetzung eines neuen Lebens für den Einzelnen, die Kirche und das Volk ist.

Wir wurden von Barth mit der gleichen Leidenschaft gewarnt, «daß die Sorge für die Welt nicht unsere Sorge ist». Wir hätten uns davor zu hüten, der Welt eine Art «christlichen Marshall-Plan» zu präsentieren. Dies ist eine gesunde Warnung vor den zu einfachen Schemata christ-

licher Moralisten. Aber schließt sie nicht die phrophetische Aufgabe der Kirche der Welt gegenüber aus? Müßte die Kirche nicht eifrig sein, «zur Zerstörung von Bollwerken und jedes hohen Baues, der sich wider die Erkenntnis Gottes erhebt und jeden Gedanken gefangen führen in den Gehorsam gegen Christus»? Gerade heute sind wir in besonderer Weise konfrontiert mit der Tatsache, daß Völker und Reiche, stolze Diktaturen und hoffärtige Rassen «verwundet» wurden durch den göttlichen Zorn in den Wechselfällen der Geschichte und nicht zur Erkenntnis kamen. Es ist eine ernüchternde Tatsache, daß das Gericht so oft in die Verzweiflung statt in die Buße führt. Es liegt nicht in der Macht der christlichen Kirche, die Verzweiflung in Buße zu kehren. Diese Möglichkeit ist ein Geheimnis der göttlichen Gnade. Jedoch gehört es zur «Sorge» der Kirche für die Welt, daß sie die Gerichte, in denen die Völker stehen, so deutet und so ihren göttlichen Ursprung aufdeckt, daß eine Möglichkeit zur Buße offen bleibt.

Wird die Botschaft so ausgelegt, daß sie nur die Versicherung von Gottes endlichem Sieg über alle menschliche Rebellion ins Auge faßt, so mag sie in der Tat Menschen vor ängstlichem Sorgen bewahren; aber werden sie damit nicht vorzeitig von ihrem Erschrecken befreit? Es hindert sie zwar vor der Hingabe an den hoffärtigen Glauben, das Reich Gottes aus eigener Kraft bauen zu können. Aber werden sie dadurch auch daran erinnert, daß sie Gottes Mitarbeiter sind?

Die zweite Frage, die sich bei dieser leidenschaftlichen Betonung aufdrängt, ist die, ob sie den Christen irgendeine Leitung oder Anregung in ihren alltäglichen Entscheidungen gibt, aus denen unsere Existenz sich eigentlich konstituiert? Barth besteht darauf, daß wir kein System von gesellschaftlichen oder politischen Prinzipien anzubieten haben. Wir

können der Welt nur «eine revolutionäre Hoffnung sondergleichen verkündigen». Diese Betonung hat ihre begrenzte Gültigkeit. Das Christentum wird von vielen in zu simpler Weise gleichgesetzt mit einem banalen System «christlicher Wirtschaftslehre» oder «christlicher Soziologie». Barth scheint aber darüber hinaus der Meinung zu sein, daß wir als Christen uns von den Grundsätzen der Gerechtigkeit entbinden könnten, die, so mangelhaft sie auch sein mögen, das Ergebnis der Erfahrung des Menschengeschlechts darstellen bezüglich der schwierigen Probleme der Beziehung des Menschen zu seinen Mitmenschen. Wir sollten in der Tat eine größere Freiheit von allen, sogar den heiligsten Traditionen haben, indem wir Gemeinschaft in unserer zerrissenen Welt zu gründen bzw. wieder herzustellen versuchen. Aber Freiheit vom Gesetz kann nicht Emanzipation von der bemühenden und schwierigen Aufgabe bedeuten, eine erträgliche Gerechtigkeit zu schaffen. Es ist sicher nicht recht, wenn Christen es den «Heiden» überlassen, über das Seil unserer Zeit zu gehen, das über den Abgrund von Krieg und Tyrannei ausgespannt ist, zu versuchen, mit Geduld und Mut einerseits den Krieg und andererseits die Ausbreitung der Tyrannei zu verhindern, während sie selbst sich einer «revolutionären Hoffnung» erfreuen, in der alle Ängste menschlicher Existenz zum vornherein überwunden sind. Es ist im besonderen falsch, wenn wir den Heiden sagen, wir hätten zwar keinen unmittelbaren Rat in der augenblicklichen Verwirrung, aber wir wollten ein Zeichen des kommenden Königreiches aufrichten, durch irgendeine heroische Herausforderung der bösen Macht, wenn die Situation erst verzweifelt genug geworden ist. Wir wollten keiner Gemeinschaft den Rat geben, daß dieser oder jener Kurs zur Tyrannei führen könnte. Wir wollten lediglich uns selbst vorbereiten,

um der Tyrannei zu trotzen, wenn sie zur vollen Blüte gelangt ist.

Das sind Aspekte einer «Theologie der Krisis», die ursprünglich nicht in deren Intention lagen. Es ist nur fair Barth gegenüber, dankbar den großen Beitrag zu anerkennen, den diese Theologie im Kampf gegen die Tyrannei in den vergangenen Jahrzehnten geleistet hat. Ihre Interpretation des christlichen Glaubens hat geholfen, eine heroische Unbekümmertheit zu schaffen, eine Bereitschaft, der Aufforderung der Schrift zu folgen: «Sorget nicht!» Dies hatte ein äußerst kräftiges Zeugnis in der Stunde der Krise zur Folge. Aber vielleicht ist diese Theologie zu sehr für die Krisen der Geschichte geschaffen! Sie scheint keine Führung zu geben für den christlichen Staatsmann in seinen alltäglichen Verantwortlichkeiten. Sie kann den Teufel bekämpfen, wenn er beide Hörner und beide Hufe (*both cloven-foot*) zeigt. Jedoch weigert sie sich, irgendwelche Urteile über Gut und Böse zu geben, wenn der Teufel nur ein Horn und nur eine Klaue zeigt.

Es fällt uns auf, daß so viele der Führer der Christenheit in Deutschland geneigt sind, dieser Form der Flucht vor den täglichen Verantwortlichkeiten und Entscheidungen Raum zu geben, weil sie versuchen, die Tugenden von gestern über die Schwierigkeiten von heute auszubreiten. Gestern haben sie entdeckt, daß die Kirche eine Arche ist, in der eine Flut überlebt werden kann. Heute scheinen sie so verliebt in die besondere Funktion der Kirche zu sein, daß sie sich entschieden haben, die Arche in ein Haus auf dem Berge Ararat umzubauen und in ihm ihr Leben zu verbringen.

Barth ist eben so eifrig, irgendwelche besonderen Verantwortlichkeiten in unserer Auseinandersetzung mit der säkularen Kultur, die am Rande der Verzweiflung steht, zu leugnen, wie auch unser Inanspruchgenommensein von einer

Zivilisation, die am Rande des Unheils steht. Wir haben nicht zu trauern über ein «gottloses» Zeitalter. Es ist nicht gottloser, erklärt er, denn irgendein anderes, wie auch das Böse in unseren Tagen weder schlimmer noch weniger schlimm ist als in vorangehenden Perioden. Es ist so, als ob wir in dieser Theologie eher Gott selber wären und nicht Menschen, indem wir die Welt nicht aus der Sicht besonderer Schwierigkeiten und Probleme gewisser Zeitabschnitte sehen, sondern *sub specie aeternitatis*.

In keinem Fall haben wir die Aufgabe, in eine Auseinandersetzung mit dem Säkularismus unserer Zeit einzutreten. Mit einem speziellen Hieb gegen seinen alten Gegner Brunner, der die «Axiome» des Säkularismus analysiert hatte, um zu beweisen, daß dieser Götzendienst sei, warnte Barth, daß wir heute nichts Anderes zu den gottlosen Leuten zu sagen hätten, was nicht in jedem Zeitalter zu sagen gewesen sei. Was wir ihnen zu sagen haben, ist, daß «Jesus Christus auch für sie gestorben und auferstanden, auch ihr göttlicher Bruder und Erlöser geworden ist». Ist damit gemeint, daß der Apostel Paulus kein Recht hatte, das Sehnen der Zeit nach dem «unbekannten Gott» zu analysieren und seine Bedeutung für die Botschaft zu prüfen? Wenn z. B. Mr. Julian Huxley ein Buch schreibt mit dem Titel «Der Mensch in der modernen Welt», in dem er es fertig bringt, jeden Irrtum des Menschen über sich selbst und seine Bestimmung, seine Tugend und seine Weisheit von vornherein auszuschließen, hat da der Apologet sich jedes Angriffs auf einige solcher Absurditäten des modernen Glaubens zu enthalten? Hat er lediglich Mr. Huxley zu versichern, daß Christus auch für ihn gestorben ist, obwohl Mr. Huxley in seinem augenblicklichen Glaubensstand möglicherweise gar nicht verstehen kann, warum überhaupt Jemand für uns sterben mußte?

Man sieht, daß die Kirche ebenso rigoros daran gehindert wird, eine Furche im Feld der Kultur zu pflügen wie auf dem Feld sozialer Beziehungen. Die Kirche soll eine Arche bleiben, die bereit ist, diejenigen, die vor der nächsten Flut fliehen, aufzunehmen. Und wenn währenddessen Unkraut im Garten jedwelcher Kultur oder Zivilisation wachsen sollte, so ist das nicht überraschend, zumal die Kirche *a priori* weiß, daß Unkraut in jedem menschlichen Garten wächst.

Bei der größten Würdigung dessen, was diese Theologie geleistet hat, um die Illusionen der Kirchenmänner, Theologen und Moralisten zu durchlöchern, muß daran festgehalten werden, daß sie nicht das ganze Evangelium auslegt. Die Kirche wurde durch sie in echter Weise aufgerufen, Zeugnis abzulegen nicht aus eigener Kraft, sondern im Blick auf die Kraft Gottes, nicht von ihrem eigenen Vermögen, das Reich Gottes zu bauen, sondern von dem Königreich, welches durch die göttliche Gnade aufgerichtet ist.

Jedoch der christliche Glaube, der leicht in einen zu simplen Moralismus abzugleiten vermag, könnte ebenso in einen allzu simplen Determinismus und eine allzu simple Unverantwortlichkeit degenerieren, wenn die göttliche Gnade statt als eine Quelle des Inanspruchgenommenseins durch die Ängste, Verwirrungen, Sünden und Anmaßungen menschlicher Existenz als ein Weg angesehen wird, dem allem zu entfliehen. Die Gewißheit des schließlichen Inadäquatseins der «Weisheit der Welt» darf nicht die Quelle eines kulturellen Obskurantismus werden. Die Gewißheit des letztlich Inadäquatseins jeder Gestalt menschlicher Gerechtigkeit darf in unserer Begegnung mit den verworrenen Problemen sozialer Gerechtigkeit unserer Zeit nicht zum Defaitismus führen. Die Gewißheit, daß jede Art menschlicher Tugend vor den

Augen Gottes inadäquat ist, darf uns nicht zur Versuchung werden, unser Pfund zu vergraben.

Eine der Aufgaben der ökumenischen Bewegung ist die, zu verhindern, daß eine einseitige Auslegung der vielfältigen Wahrheit der Botschaft das Feld beherrscht. «Schmal ist der Weg, der zum Leben führt.» Auf jeder Seite des Weges gähnt ein Abgrund. Wer zu furchtsam vor dem Abgrund zur Linken ist, wird in den Abgrund zur Rechten fallen. Wir «Angel-Sachsen», die wir uns gegen eine einseitige Betonung wehren, könnten an manchen pelagianischen und semi-pelagianischen Häresien kranken. Wir bedürfen der Korrektur. Wir haben aber ebenso auch die Pflicht zu korrigieren. Unsere Lage, die Korrektur anzubringen, ist schwierig, da wir es nicht leugnen können, daß die «kontinentale» Theologie das genuine Ziel christlichen Glaubens und christlicher Hoffnung in Treue der Schrift gegenüber im Auge hat. Und doch verlangt sie nach Korrektur; denn sie hat die Bereiche, wo menschliches Leben gelebt sein will, sich selbst überlassen. Diese Theologie nahm vor einigen Jahrzehnten ihren Ausgang in einem theologischen Angriff mit der Mahnung, daß wir Menschen sind und nicht Gott. Daß Gott im Himmel ist und der Mensch auf Erden. Das Rad hat sich um 180 Grad gedreht. Sie ist nun in Gefahr, eine Krone ohne Kreuz anzubieten, einen Triumph ohne Kampf, ein Schema der Gerechtigkeit ohne Notwendigkeit der Unterscheidung, einen Glauben, der die Verworrenheit menschlicher Existenz mehr ignoriert als verwandelt, kurz: eine zu einfache und vorzeitige Flucht vor den Prüfungen und Wirren, den Pflichten und tragischen Entscheidungen, welche die Bedingung unseres Menschseins bilden. Der christliche Glaube weiß einen Weg durch dieses Leid hindurch, aber keinen, der um dieses Leiden herumführt.